

Kocka, Jürgen

Book Part — Digitized Version

Perspektiven für die Sozialgeschichte der neunziger Jahre

Provided in Cooperation with:

WZB Berlin Social Science Center

Suggested Citation: Kocka, Jürgen (1994) : Perspektiven für die Sozialgeschichte der neunziger Jahre, In: Winfried Schulze (Ed.): Sozialgeschichte, Alltagsgeschichte, Mikro-Historie: eine Diskussion, ISBN 3-525-33593-8, Vandenhoeck & Ruprecht, Göttingen, pp. 33-39

This Version is available at:

<https://hdl.handle.net/10419/112310>

Standard-Nutzungsbedingungen:

Die Dokumente auf EconStor dürfen zu eigenen wissenschaftlichen Zwecken und zum Privatgebrauch gespeichert und kopiert werden.

Sie dürfen die Dokumente nicht für öffentliche oder kommerzielle Zwecke vervielfältigen, öffentlich ausstellen, öffentlich zugänglich machen, vertreiben oder anderweitig nutzen.

Sofern die Verfasser die Dokumente unter Open-Content-Lizenzen (insbesondere CC-Lizenzen) zur Verfügung gestellt haben sollten, gelten abweichend von diesen Nutzungsbedingungen die in der dort genannten Lizenz gewährten Nutzungsrechte.

Terms of use:

Documents in EconStor may be saved and copied for your personal and scholarly purposes.

You are not to copy documents for public or commercial purposes, to exhibit the documents publicly, to make them publicly available on the internet, or to distribute or otherwise use the documents in public.

If the documents have been made available under an Open Content Licence (especially Creative Commons Licences), you may exercise further usage rights as specified in the indicated licence.



WZB-Open Access Digitalisate

WZB-Open Access digital copies

Das nachfolgende Dokument wurde zum Zweck der kostenfreien Onlinebereitstellung digitalisiert am Wissenschaftszentrum Berlin für Sozialforschung gGmbH (WZB).

Das WZB verfügt über die entsprechenden Nutzungsrechte. Sollten Sie sich durch die Onlineveröffentlichung des Dokuments wider Erwarten dennoch in Ihren Rechten verletzt sehen, kontaktieren Sie bitte das WZB postalisch oder per E-Mail:

Wissenschaftszentrum Berlin für Sozialforschung gGmbH

Bibliothek und wissenschaftliche Information

Reichpietschufer 50

D-10785 Berlin

E-Mail: bibliothek@wzb.eu

The following document was digitized at the Berlin Social Science Center (WZB) in order to make it publicly available online.

The WZB has the corresponding rights of use. If, against all possibility, you consider your rights to be violated by the online publication of this document, please contact the WZB by sending a letter or an e-mail to:

Berlin Social Science Center (WZB)

Library and Scientific Information

Reichpietschufer 50

D-10785 Berlin

e-mail: bibliothek@wzb.eu

Digitalisierung und Bereitstellung dieser Publikation erfolgten im Rahmen des Retrodigitalisierungsprojektes **OA 1000+**. Weitere Informationen zum Projekt und eine Liste der ca. 1 500 digitalisierten Texte sind unter <http://www.wzb.eu/de/bibliothek/serviceangebote/open-access/oa-1000> verfügbar.

This text was digitizing and published online as part of the digitizing-project **OA 1000+**.

More about the project as well as a list of all the digitized documents (ca. 1 500) can be found at <http://www.wzb.eu/en/library/services/open-access/oa-1000>.

Jürgen Kocka

Perspektiven für die Sozialgeschichte der neunziger Jahre

Was kommt nach der Alltagsgeschichte? So lautete der Titel einer Podiumsdiskussion auf dem letzten deutschen Historikertag 1992. Die Frage war wirksam, aber falsch gestellt. Denn einerseits war die Alltagsgeschichte auch in den letzten zehn Jahren nicht dominant. Ihre bisherigen Ergebnisse sind eher bescheiden. Andererseits wird das, was an ihr brauchbar ist, auch nicht so bald durch anderes ersetzt werden. Eine Rückkehr zu den Debatten der achtziger Jahre über Alltagsgeschichte contra Strukturgeschichte wäre wenig sinnvoll. Zwar ist auf diesem Gebiet keine volle Einigkeit erreicht, aber die Polarisierung hat nachgelassen und die Argumente sind alle bekannt, der Höhepunkt dieser Debatte lag 1984. Die Wiederholung wird langweilig. Mehr verspricht eine andere Frage:

Was seit 1989 in Deutschland, in Europa, letztlich im Weltmaßstab geschieht, ist ein tiefer Umbruch, der Auswirkungen auf die Art haben muß, in der wir Geschichte betreiben – wenn nicht sofort, dann doch bald. Jedenfalls liegt diese Vermutung nahe, wenn man weiß, wie sehr geschichtswissenschaftliche Fragestellungen und Sichtweisen von den Erfahrungen, Erwartungen und Orientierungen ihrer Zeit beeinflusst sind. Welche Auswirkungen wird der Umbruch seit 1989 auf die Sozialgeschichte haben? Die Frage ist nicht ohne Spekulation zu beantworten, schon weil der Umbruch noch nicht zu Ende ist.

Eine post-postmoderne Wende

Die Erfahrung der letzten Jahre ist sicherlich verschieden deutbar. Aber unübersehbar, sehr erlebbar, nicht mehr verdrängbar ist seit 1989 die ausgeprägte Bedingtheit, ja Abhängigkeit der sozialen Verhältnisse, des Alltagslebens, der Lebenswelt und Kultur von der Politik, und zwar von

der Politik in ihren großen, nationenübergreifenden Zusammenhängen. Der Zusammenbruch des Sowjetreiches und des Kommunismus, die staatliche Vereinigung Deutschlands und die damit erst richtig beginnende Vereinigungskrise, die teils schon blutigen Konflikte in Osteuropa und die Renaissance von Nationalismus und rechtsradikaler Gewalt hier bei uns, das sind *politische* Vorgänge, die sicherlich vielfältig durch soziale, kulturelle, ökonomische Faktoren bedingt sind, die aber – und darauf kommt es mir an – unsere soziale Situation, Kultur und Weltsicht einschneidend beeinflussen. Die Macht der großen politischen Zusammenhänge ist gegenwärtig massiv erfahrbar, und zwar als besorgniserregende Krise.

Nimmt man das ernst, dann folgt daraus *zum einen*, daß Sozialgeschichte »with politics left out« zukünftig noch weniger überzeugend sein dürfte als bisher. *Zum andern* dürfte der Bedarf an Zusammenhangserkenntnis, d.h. an Erkenntnis der großen Strukturen und Prozesse, noch dringender, die Beschränkung auf bloße Mikrohistorie ohne allgemeine Fragestellungen – auf mikrohistorisches Klein-Klein – zukünftig noch unbefriedigender sein. Und *schließlich* könnte sich aus der verbreiteten Unsicherheits- und Krisenerfahrung, soweit sie nicht als Resignation, Flucht oder Zynismus verarbeitet wird, neuer Bedarf an politisch-moralischem Engagement der Geschichtswissenschaft ergeben und damit noch mehr Skepsis gegenüber der spielerischen Ästhetisierung der Geschichtskultur, wie sie sich seit einigen Jahren auch hierzulande abzeichnet: weniger in den dickleibigen Monographien der Wissenschaftler als vielmehr in den geisteswissenschaftlichen Beilagen, den Feuilletons, den Ausstellungen und Museen, aber doch auch mit Einfluß auf die historiographische Praxis.

Es könnte also sein, daß *politische Sozialgeschichte* mit aufklärerischem Engagement und Interesse an großen Zusammenhängen neu an Boden gewinnt: gleichsam eine post-postmoderne Wendung. Die Sozialgeschichte des Nationalismus, die sozialgeschichtliche Analyse des Aufstiegs und des Niedergangs von Staaten, die Sozialgeschichte des Rechts, der Macht, auch der Demokratiegefährdung – das wären Themen in dieser Perspektive.

»Politische Sozialgeschichte«, das meint eine Variante der Sozialgeschichte, die vor allem nach den sozialen, den sozialen und ökonomischen Bedingungen und Folgen politischer Strukturen, Prozesse und Entscheidungen fragt. Politische Sozialgeschichte spielte für den Aufstieg der Sozialgeschichte in Deutschland während der späten sechziger

und siebziger Jahre eine große Rolle. Die damaligen Arbeiten Hans Rosenbergs und Hans-Ulrich Wehlers – in der Tradition Eckart Kehrs – rechnen beispielsweise dazu. Allerdings: Eine einfache Rückkehr zur politischen Sozialgeschichte der späten sechziger und siebziger Jahre ist für die Zukunft nicht zu erwarten. Die politische Sozialgeschichte der neunziger Jahre wird vielmehr die kulturelle Dimension, das kulturelle und soziale Wissen, die Lebensformen und die Deutungen der Menschen als politikbedingende und politikbeeinflusste Momente ernst nehmen und überhaupt der Geschichte der Erfahrungen und Erwartungen viel Gewicht einräumen – ein dauerhaftes Ergebnis des letzten Jahrzehnts, teilweise auch ein produktives Ergebnis der alltagsgeschichtlichen Herausforderung.

Die Macht der Strukturen

Man erlebt derzeit mit Überraschung, wie alte nationale Identitäten und Grenzen, regionale Traditionen und geopolitische Konstellationen, alte Bindungen und Leidenschaften, auch alte Vorurteile und Ressentiments vor allem im mittleren und östlichen Europa wieder hervortreten und politikmächtig werden. Man staunt, wie wenig die Jahrzehnte des Kommunismus auf vielen Gebieten geändert haben, und wie wenig sich an manchen Strukturen trotz aller utopisch-revolutionären Veränderungsenergien des 20. Jahrhunderts gewandelt hat. Der neue deutsche Rechtsradikalismus nährt die Besorgnis, daß auch in der deutschen politischen Kultur mehr Kontinuität überlebt hat als man als optimistischer Bundesbürger in den letzten Jahrzehnten glaubte. Was für Konsequenzen zieht man theoretisch-methodisch daraus?

Zum einen: Ironischerweise könnte es sein, daß der tiefe Umbruch von 1989 und seine teilweise restaurativen Folgen den Sinn für die Beharrungskraft der historischen Kontinuitäten stärken, die sich unterhalb der revolutionären Einschnitte des 20. Jahrhunderts erhalten haben und sich nur äußerst langsam verändern. Im Licht der jüngsten Erfahrungen gewinnt insofern nicht, wie manch einer 1989/90 meinte, die dramatische Ereignis- und die Erfahrungsgeschichte, sondern vielmehr die Struktur- und Prozeßgeschichte an Gewicht und Plausibilität. Es wäre nicht die erste Revolution, die den Blick auf die Strukturen langer Dauer lenkte, die Lektüre Tocquevilles könnte neu aktuell werden. Das Interesse an historisch-anthropologischen Fragen dürfte wachsen, auf jeden

Fall das Interesse an Studien, die nach Formen und Gründen des Überdauerns von Phänomenen fragen und insofern langfristig ansetzen. Der Mut zu periodenübergreifenden Büchern sollte zunehmen.

Die ostdeutsche Herausforderung fehlt

Zum andern: Wie die Erfolgsgeschichte der alten Bundesrepublik von der gleichzeitigen Existenz der DDR abhängiger gewesen sein könnte als wir lange sahen, so könnte die bundesdeutsche Sozialgeschichte mehr durch ihre Auseinandersetzung mit der marxistisch-leninistischen Geschichtswissenschaft der DDR geprägt worden sein als uns bewußt war. In der Auseinandersetzung mit der DDR-Geschichtswissenschaft entwickelte die bundesdeutsche Sozialgeschichte einige ihrer Schwerpunkte, Fragestellungen und Konzepte. An der Arbeiter- und Arbeiterbewegungsgeschichte ließe sich das zeigen, auch an der Geschichte von Reformation und Bauernkrieg, wohl auch an sozialgeschichtlichen Interpretationen des Faschismus oder am Theorem des »organisierten Kapitalismus«, das mit dem Stamokap-Ansatz konkurrierte, indem es ihn ernst nahm. Die Hinwendung westdeutscher Sozialhistoriker zu Max Weber war zweifellos nicht nur und nicht primär eine Reaktion auf marxistische Herausforderungen. Doch war die Auseinandersetzung mit den DDR-marxistischen Theoremen immer ein wichtiger Teil, auch ein produktiver Anreiz zur eigenen Theorie- und Begriffsbildung. Nur auf deutsch gab es nebeneinander eine ausgewachsene marxistisch-leninistische Historiographie und eine sog. »bürgerliche«. Der Systemgegensatz in ein und derselben Sprachkultur färbte beide deutsche Geschichtswissenschaften. Zwar war der Einfluß der westdeutschen auf die ostdeutsche Geschichtswissenschaft viel gewichtiger als umgekehrt, aber auch die westdeutsche Geschichtswissenschaft bezog aus diesem spannungsreichen Wechselverhältnis Anregungen und Eigenarten.

Das ist vorbei. Diese Herausforderungen werden als Steine des Anstoßes und Motoren der Argumentation zukünftig fehlen. Dafür wird sich aber die deutsche Sozialgeschichte, auf jeden Fall die bisher ostdeutsche, vielleicht aber auch die bisher westdeutsche, verstärkt den internationalen Debatten stellen und internationalen Trends folgen können.

Kulturgeschichtliche Erweiterung und Narration

Überall wächst seit Jahren das Interesse für die kulturelle Dimension der Geschichte, die Kulturgeschichte ist im Aufschwung. Das hat eine thematisch-disziplinäre, eine methodische und eine theoretische Konsequenz. *Thematisch* und *disziplinär* ist seit längerem eine Lockerung der einst engen Verbindung von Sozial- und Wirtschaftsgeschichte zu beobachten und gleichzeitig eine kulturgeschichtliche Erweiterung der Sozialgeschichte, die in ganz verschiedenen Formen erfolgt und keineswegs nur – nicht einmal primär – als Alltagsgeschichte, sondern z.B. als Frage nach der kulturellen Einbettung langfristiger sozioökonomischer Transformationsprozesse oder als Beschäftigung mit nicht voll erfahrbaren kulturellen Strukturen im Rahmen der Historischen Anthropologie. Wie Sozialgeschichte und Kulturgeschichte überzeugend verknüpft werden können, so daß eine kulturlose Sozialgeschichte ebenso wie ein luftiger Kulturalismus vermieden werden können, das ist eine der großen Fragen, die weiterhin den Schweiß der Tüchtigen lohnt. Die historische Bürgertumsforschung war in den letzten Jahren der Ort, an dem diese Verknüpfung am intensivsten erprobt und am weitesten vorangebracht wurde. Übrigens ist derzeit der luftige Kulturalismus die bei weitem größere Gefahr als eine kulturferne Sozialgeschichte.

Methodisch bedeutet der anhaltende Aufschwung des kulturhistorischen Interesses, daß Fragen, Themen und Quellen in den Vordergrund treten, die nicht ohne Hermeneutik erschließbar sind. Gegenwärtig sind es nicht so sehr die Quantifizierung, die harten, statistischen Analysetechniken und die tabellarischen Darstellungsformen, die die Historiker faszinieren. Solche Verfahren werden natürlich – und glücklicherweise – weiterhin gepflegt, aber doch immer seltener als Maßstab der Wissenschaftlichkeit hypostasiert, sondern überwiegend mit anderen, qualitativen Verfahren verbunden. Narration ist auf dem Vormarsch, wobei dies in der Regel nicht die Rückkehr zum einfachen Alltagserzählen, sondern kompliziertes historisches Argumentieren meint und mit Theoriebezogenheit durchaus vereinbar ist.

Diese Wendung zu einer nichtszientistischen, Bedeutungen interpretierenden, Kultur nicht ausklammernden Sozialgeschichte ist übrigens in Deutschland weniger radikal und auch weniger notwendig, weil die deutsche Sozialgeschichte aus verschiedenen Gründen sich nie so szientistisch verengt hat wie etwa Teile der amerikanischen. Hermeneutik wurde in der hiesigen Sozialgeschichte nie beiseite gedrängt.

Schließlich zur *theoretischen* Konsequenz: mit dem weltweiten Aufschwung des kulturhistorischen Interesses ist eine neue Theoriedebatte aufs engste verbunden, die zur Zeit in den USA intensiver geführt wird als bei uns. Die Stichworte sind »Diskurs«, »linguistic turn«, »postmodernism«, »narrative«, »rhetoric«, »deconstruction« und »gender«. Nach den Sozialwissenschaften in den sechziger und siebziger Jahren und der Ethnologie/Anthropologie in den siebziger und achtziger Jahren sind nun die Literatur- und Kommunikationswissenschaften – daneben Philosophie, vor allem Sprachphilosophie – zum Hauptbezugsfeld geschichtstheoretischer Diskussion geworden.

Es ist hier nicht möglich, die wichtigsten Themen und Frontlinien dieser kontroversen Debatte um Foucault und Derrida, Joan Scott und William Sewell, Hayden White und La Capra auch nur zu nennen. Vieles in diesen Debatten lohnt die Rezeption auch nicht, ist überspannt und führt in die Irre: z. B. die Verabsolutierung der Sprache als angeblich einzig untersuchungsfähiger Dimension historischer Wirklichkeit, so als ob es nicht auf die Analyse des Wechselverhältnisses von sprachlichen und nichtsprachlichen Wirklichkeitsmomenten ankäme; oder die Behandlung historiographischer Darstellungen als literarischer Texte wie andere auch, so als ob es keine wissenschaftlichen Untersuchungs- und Überprüfungsverfahren gäbe; überhaupt eine neue Beliebigkeit, die sinnvolle Kritik am erkenntnistheoretischen Objektivismus bis zur Aufgabe von Überprüfungsverfahren und zur Leugnung der Möglichkeit von Zusammenhangserkenntnis treibt und damit übertreibt. Es ist gut, daß diese Postmodernismen hierzulande noch nicht richtig gelandet sind, jedenfalls noch kaum in den historischen Wissenschaften.

Aber nachdem dies gesagt ist, sollte man einräumen, daß vieles an diesen Debatten auch interessant, kritisch, anregend und mit direktem Bezug zur Sozialgeschichte ist. Zu denken ist an die Problematisierung der Darstellungsformen, denen die Sozialgeschichte vermutlich bisher zu wenig Aufmerksamkeit schenkt; an die Debatte über die voranalytischen Strukturierungen (master narratives), die historische Analysen und Darstellungen unbewußt leiten; an Theorien symbolischer Formen; an die Kritik zentraler Begriffe und Kategorien, die wir – wie die Unterscheidung zwischen Wirtschafts-, Sozial-, Kultur- und Politikgeschichte – vielleicht allzu selbstverständlich benutzen. Läßt man sich auf diese Debatten ein, gerät man in Verunsicherung und Selbstrefle-

xion, die produktiv werden können. Es spricht manches dafür, daß die Sozialgeschichte der neunziger Jahre wieder stärker theoretisch und selbstreflexiv sein wird – ein wenig anders als die theoriegeleitete Sozialgeschichte der siebziger Jahre, aber erst recht ganz anders als die häufig theoriearme, theorieskeptische, theoretisch selbstgenügsame Alltagsgeschichte der achtziger Jahre.

Komparatistik

Schließlich sei auf die großen Chancen verwiesen, die die Komparatistik auch in der Sozialgeschichte bietet. Die vergleichende Forschung – ich meine vor allem den interkulturellen, den zwischengesellschaftlichen, den internationalen Vergleich – scheint in vielen Ländern im Trend zu liegen. Auf diesem Gebiet hinkt die deutsche Sozialgeschichte übrigens nicht hinterher. Dies ist nicht der Ort, um die großen Vorzüge und Schwierigkeiten der sozialgeschichtlichen Komparatistik zu diskutieren. Es sei lediglich bemerkt, daß in der vergleichenden Sozialgeschichte noch viel zu tun bleibt, insbesondere, was den Vergleich europäischer mit nichteuropäischen Gesellschaften betrifft, der doch gerade angesichts weit verbreiteter Skepsis gegenüber dem Projekt der okzidentalen Moderne besonders dringlich erscheint. Vielleicht kann die Wende der letzten Jahre helfen, die Neigung zur nationalgeschichtlichen Nabelschau zu lindern, die hierzulande auch an der Sozialgeschichte nicht völlig vorbeiging. Der breit angelegte Vergleich, der mit scharfen Begriffen arbeitet und theoretischer Selbstreflexion bedarf, ist ein probates Mittel zur Lösung vieler Probleme.

Insgesamt zeichnet sich keine helle Zukunft für die theoriearme, mikrohistorisch verengte, einseitig auf Erfahrungen konzentrierte, von unten und gar »von innen« fragende Alltagsgeschichte ab. Vielmehr stehen die Zeichen gut für eine moderne Sozialgeschichte, die von der alltagsgeschichtlichen Herausforderung des letzten Jahrzehnts gelernt hat und sich kulturgeschichtlich erweitert, auf die Erkenntnis von Zusammenhängen zielt, theoretisch kompetent ist und ihre aufklärerischen Wurzeln ernst nimmt. Aber, wie anfangs gesagt, dies ist nur eine Vermutung und natürlich auch ein Wunsch.